

*Rita Franceschini*

## Einleitung

Der metaphorische Titel »Im Dickicht der Städte« steht für die Intention, den urbanen Raum als ein Kommunikationsnetz zu sehen, das in seiner je eigenen Kombinatorik eine Stadt charakterisiert. Fast schon im Sinne von Georg Simmels Überlegungen zu Anfang des letzten Jahrhunderts, wonach die soziale Bedeutung einer Stadt nicht allein über deren physische Gestalt, Größe und wirtschaftliche Bedeutung, sondern viel mehr über rasche und stete Abfolge von Sinneseindrücken zu erfassen sei, eröffnet sich auch heute noch ein Beschäftigungsfeld für verschiedene Wissensdisziplinen, die sich mit Kommunikation und speziell mit Sprachkontakten befassen: Sprach- und Literaturwissenschaft, Kommunikationsdesign und Semiotik allgemein sowie Medienwissenschaft widmen sich neuen Kommunikationsformen in Städten.

Das Heft »Im Dickicht der Städte I« nimmt im weitesten Sinne sprach- und kommunikationswissenschaftliche Beiträge auf, das nachfolgende Heft II literatur- und medienwissenschaftliche Themen. Die hier nun versammelten Beiträge widmen sich Normverschiebungen und der Mehrstimmigkeit von Codes, also jener spezifischen Multimodalität und Diversität, die die urbane Kultur als ihre Ausdrucksweise herausgebildet hat. Damit kommen mehrsprachige Phänomene, die oft von Peripherien ausgehen, innerhalb von Migrantenkulturen und durch multikulturellen Kontakt entstehen, ins Blickfeld. Bei alledem interessiert, was urbane Codes zur sozialen und sprachlichen Dynamik beitragen und wie allgemein mit Pluralität im urbanen Raum umgegangen wird.

Der städtische Raum – allen voran derjenige der Metropolen – wird (immer mehr: wurde) oft als Inkubator von Entwicklungen, als Ikone der Modernität gesehen. Eine kritische Masse an gleich Gesinnten kann in ihm physisch zusammenkommen, sich austauschen, Ideen entwickeln. Immer mehr richtet sich jedoch der Blick weg von Metropolen und Zentren hin zu suburbanen Räumen und Kleinstädten, wenn es darum geht, Innovationsschübe zu beschreiben. Periphere Zonen setzen Kreativität frei, die Kombinatorik und Qualität der kritischen Masse scheint ausschlaggebend zu sein, nicht die Potenzialität der Quantität. Randphänomene finden im urbanen Raum eine Verbreitung, und es ist deshalb von Interesse zu fragen, wie Codes entstehen und sich durchsetzen, wie die Dynamik zwischen »Peripherie« und »Zentrum« zu fassen ist. Letztlich: stimmt die Annahme der »kreativen Peripherien«, die den eher zum Bewahren neigenden Zentren die nötige Entwicklungsdynamik verpassen?

Im urbanen Raum bewegen sich Akteure (seien sie als Individuen konstituiert, oder als Gruppen und Institutionen) in einem dichten Netz von unterschiedlichen Ausdrucksweisen akustischer, symbolischer, grafischer und physischer

Natur, die es zu ordnen und filtern gilt. Ordnen kann bedeuten: selektiv wahrnehmen, beschreiben, einen Sinn geben. Bei allen potenziellen Kontakten, die im urbanen Raum zur Disposition stehen, gilt es, einen Teil zu vermeiden und andere (hoch-)selektiv herzustellen, und dies alles immer mehr auch über technische Mittel und Medien zu regulieren und zu kanalisieren. Bei der Beschreibung und Analyse dieser Kommunikationsprozesse ist nicht nur die Interaktion zwischen den Akteuren konstitutiv, sondern konstitutiv ist – wo nicht? – ebenso der Beobachterstandpunkt inner- und außerhalb des spezifischen urbanen Raums, eingeschlossen der des Autors in seinem ›Textraum‹: Für wen sind Kommunikationen gedacht? Wer beobachtet diese Phänomene in welcher Weise? Welche Lektüre kommt durch den kulturellen Hintergrund des Beobachters allein zustande?

Kulturell ›gemischte Codes‹ sind solche nicht für alle: Es stellt sich die Frage, ob die primären Akteure nicht ein Selbstverständnis dafür entwickelt haben, das dem Außenstehenden (der Autor oder Leser in der Rolle eines Touristen?) lange verschlossen bleibt. Ethnografen gleich verirrt man sich zwar nicht so sehr im Dschungel, wohl aber im Dickicht der Städte und dessen Lesarten.

Gerade der hohen Komplexität wegen kann der urbane Raum dem Beobachter ein opakes Bild bieten, das ihn auf die eigene Perspektive reduziert: Man sieht nur noch dasselbe, man geht dieselben Wege, man bemerkt nur noch Bekanntes. Der urbane Raum kann überfordern, ermüden, zum Rückzug bewegen. Doch behält der urbane Raum seinen ungebrochenen Reiz als Ort der Befragung und Infragestellung eigener Annahmen, als kommunikative Herausforderung. Die Stadt als Ort des perspektivischen Lernens, als Ort der konstanten Irritation, bleibt deshalb ein Raum, den es seines spezifischen Zusammenspiels der Codes wegen zu verstehen gilt.

Die hier versammelten Beiträge widmen sich der Geschichte der Mehrsprachigkeit Amsterdams vom 16. Jahrhundert an, es folgen historisch-semiotische Überlegungen zum Stadtbild Bremens und Darstellungen von *linguistic landscapes* am Beispiel der Städte Bozen und Basel. Es finden sich Beiträge zu Identitätscodes von jungen türkischen Jugendlichen in Deutschland, mit Beispielen aus Berlin und Mannheim, und ein Beitrag zu der Verbreitung der sprachlich-musikalischen Ausdrucksform des Raï auf seinem Weg der Migration aus dem Maghreb bis hin in die französischen *banlieue* von Paris und anderer französischer Städte.